



„taz“-Geschäftsführer Kalle Ruch (60) begt Baupläne. An der Friedrichstraße, wo Berlin am mondänsten ist, will der Verlagschef für 20 Millionen Euro das neue „taz“-Hauptquartier errichten.

Foto: Jens Gyarmat

Im Porträt: Karl-Heinz Ruch

# Endlich Personenkult

Die links-alternative „taz“ hat viele ChefredakteurInnen kommen und gehen sehen. Nur der Geschäftsführer war immer da. Zum Glück

VON WINAND VON PETERSDORFF

Das Urproblem an Porträts ist, dass man in Menschen nicht hineingucken kann. Bei Karl-Heinz Ruch, genannt Kalle, kommt erschwerend hinzu, dass er recht wortkarg ist. Nicht nur gegenüber dem Journalisten. Sondern auch gegenüber langjährigen Kampfgefährten. Das bedeutet für die journalistische Praxis Folgendes: Man fragt Wegbegleiter aus, was Kalle Ruch eigentlich für ein Mensch ist. Und die sagen einem: Viel geredet hat er ja nicht, der Kalle.

Es wäre aber insofern interessant, Kalle Ruch zu ergründen, als er womöglich ein Geheimrezept gefunden hat, Zeitungen am Leben zu erhalten. Ein solches wird im ganzen Land mit steigender Verzweiflung gesucht. Ruch ist seit dem ersten Tag Geschäftsführer der linken „tageszeitung“, kurz „taz“ – zunächst informell, und seit die Sache mit dem Kollektiv sich überlebt hatte, auch formell. Auf das Überleben der Zeitung gaben selbst die treuesten Freunde und Mitgründer wie der Grünen-Politiker Hans-Christian Ströbele keinen Pfifferling: „Na ja, drei Wochen vielleicht und dann noch mal von vorne anfangen.“

Ruch ist – Stand heute – vom Glauben beseelt, die „taz“ sei unzerstörbar. Das ist ein bemerkenswert offensives Statement für einen Zeitungsverleger. Der alternativen Zeitungsgruppe geht es tatsächlich besser als meistens in ihrem 35 Jahre währenden Leben. Jetzt will Kalle Ruch sogar ein neues Haus für die „taz“ bauen, an der Berliner Friedrichstraße. Kostenpunkt: 20 Millionen Euro. Der Großverlag Gruner+ Jahr prüft unterdessen, ob er seine Hamburger Zentrale verkaufen soll. So weit ein Zwischenstand der Gewichtsverschiebungen in der deutschen Medienlandschaft.

Woher Ruchs Wortkargheit rührt, darüber gibt es komplett unbelegte Hinweise. Er ist dort groß geworden, wo die norddeutsche Tiefebene beginnt, im Haushalt eines VW-Werker in Salzgitter. Aber da muss man keinen Zusammenhang konstruieren. Er hat ferner ein Herz für Fische, ei-

nen Fischer zum Freund und den geheimen Ruhestands-Plan für ein Fischrestaurant. Im Fisch-Metier wird ja auch nicht viel geredet, wie es heißt. Aber das ist keine Begründung, sondern eher eine Bestätigung.

Ist ja auch egal. Schließlich hat sich herausgestellt, dass verbale Sparsamkeit gerade in der Wortbranche nützlich ist. Bascha Mika war elf Jahre lang Chefredakteurin der „taz“, an Kalle Ruchs Seite. Sie mag ihn gern. Sie glaubt nicht, dass sein Schweigen Strategie ist, es entspricht seinem Naturell. Aber es hat ihm auch nicht geschadet. Es hatte nach Mikas Darstellung die bemerkenswerte Folge, dass sich die halbe Redaktion ständig fragte, was er jetzt wohl wieder ausheckt. So kann man Leute auch in den Bann ziehen. Revolutionen gehen vielleicht doch ohne Worte.

1977, als es ganz langsam losging mit der „taz“, wurde allerdings viel geredet – wuchtig, laut, radikal, wütend, selbstbewusst. Drive bekam das Zeitungsprojekt auf der großen Versammlung der europäischen Linksinstrukturen, dem Westberliner „Tunix“-Kongress im Januar 1978. Dort wurde ein Katalog alternativer Lebensentwürfe präsentiert, von Bioläden über autonome Kfz-Werkstätten bis hin zu Windrädern, um die Langhaarige tanzten. Und eben eine alternative Tageszeitung.

Drei Leute stießen zu dem Zeitungsprojekt, die dort nicht richtig hinpassten, erinnert sich Ströbele heute. Sie stürzten sich nicht mit revolutionärem Schwung in die inhaltlichen Debatten über die Ausrichtung. Stattdessen legte der eine Karteikasten für noch zu werbende Abonnenten an, der Zweite kümmerte sich um Satz und Druck, der Dritte ums Geld.

Dieser Dritte war Kalle Ruch, ein junger Mann mit Volkswirtschaftsdiplom, das er allerdings nie beim Studentensekretariat der Freien Universität Berlin abgeholt hat. Später hat ihn deshalb schon mal die Unruhe gepackt: Es gab schon Phasen, da hätte es mit der „taz“ schiefe gehen können, und er hätte das Zeugnis zum Wegbewerber gebraucht. Inzwischen ist es egal.

**Womöglich hat er das geheime Rezept gefunden, wie man eine Zeitung heute am Leben erhält.**

In den hitzigen Debatten von damals hat der Diplom-Volkswirt in der Regel nichts gesagt. Wenn er dann doch geredet hat, dann „Sachzwang-scheiße“, wie seine Gegner formulierten: Kein Geld da, kann niemand bezahlen, aber beschließt ihr nur. Solche Sachen. Dafür haben sie ihn mit Jauche überkühlt, zumindest verbal.

Er hat das hinter sich lassen können, wenn auch nicht völlig ungegrührt. Heute habe er von seinen Mitstreitern den Auftrag, seinen Job als hohe Verlegerkunst darzustellen, sagt Ruch. Aber dafür fehlt ihm die Eitelkeit.

Ruchs Ruf wuchs taz-intern schnell ins Unheimliche. Das verdankt er verschiedenen Coups, die ursprünglich höchst umstritten waren und sich in der Rückschau als goldrichtig für die „taz“ erwiesen. Coup Nummer eins war die Beendigung des Standort-Streits. Ruchs Antwort lautete: West-Berlin. Das war mit echten Dramen verbunden. Denn die „taz“, die sich als überregionale Zeitung etablieren sollte, hätte nach dem Willen vieler in Frankfurt starten sollen, dem natürlichen Standort für bundesweite Qualitätszeitungen. Die Stadt lag nicht nur

logistisch vorteilhaft im Vergleich zu West-Berlin, jener Insel inmitten in der DDR. In Frankfurt gab es zudem eine engagierte Vorbereitungsgruppe, die ziemlich sauer wurde und mit Verbitterung reagierte.

Aber Ruch, der vor der Wehrpflicht nach Berlin geflüchtet war, setzte sich durch. Denn die geteilte Stadt hatte neben dem Wehrdienstprivileg vor allem auch Staatsknete zu bieten – einen ganzen Strauß an Finanzhilfen, von der Berlin-Förderung bis zu Vorteilen bei der Umsatzsteuer. Ohne diese Subventionen hätte es die „taz“ gar nicht gegeben.

Trotzdem führte die Zeitung einen beständigen Kampf ums Überleben, zu dem recht abenteuerliche Finanzkonstruktionen gehörten. So gründete Ruch mit einem ausgefuchsten Steuerberater die erste linksalternative Abschreibungsgesellschaft, mit deren Hilfe wohlhabende Linke ihre Steuerlast minimieren und zugleich die „taz“ mitfinanzieren konnten. Die Methoden des Klassenfeinds, darf man sagen, waren vor dem Zugriff des linken Volkswirts nicht sicher.

Ruchs Coup Nummer zwei war eine extrem erfolgreiche Immobilien-

spekulation. Sie hing mit dem Gebäude zusammen, in dem die Zeitungsgruppe heute haust. Ein Linker hatte die Immobilie geerbt, Ruch überzeugte ihn, der „taz“ ein günstiges Ankaufsrecht zu gewähren. So geschah es. Die „taz“ nahm das Gebäude vis-à-vis vom Axel-Springer-Hochhaus 1989 in Besitz und baute sogar an. Nicht, dass Ruch groß im Verlag gefragt hätte, ob er das machen soll oder darf. Dann fiel die Mauer, und das Objekt unweit des legendären Grenzübergangs Checkpoint Charlie wurde wertvoll wie eine Wasserquelle in der Kalahari-Wüste.

Wenn Ruch doch etwas sagt, dann haben die Sätze eine eigene Qualität, zum Beispiel: „Ich bin für die „taz“ gut geeignet, weil ich ein gutes Gespräch dafür habe, was gut für sie ist.“ Ein uneitles Naturell darf nicht mit mangelndem Selbstbewusstsein verwechselt werden.

Entschlossen haben Ruch und seine Mitsstreiter – Coup Nummer drei steht an – zu Beginn der neunziger Jahre verhindert, dass der Schweizer Verlag Ringier oder der Jahreszeiten Verlag einstiegen. Die Not war damals groß, weil die Berlin-Förderung auslief. Viele Redakteure waren bereit für den Verkauf der Zeitung an einen etablierten Großverlag. Sie versprachen sich endlich eine angemessene finanzielle Ausstattung, um linken Qualitätsjournalismus auf neuem Niveau und mit besseren Gehältern in der künftigen Hauptstadt zu etablieren. Ruch und seine Freunde gründeten stattdessen eine Genossenschaft, die Geld einsammelte und die Finanzierung erst einmal sicherte. Sie wollten die Unabhängigkeit bewahren. Viele Journalisten verließen damals die „taz“, es gab böses Blut. Sie hatten den harten, den durchsetzungsstarken, den sturen Ruch kennengelernt.

Die „taz“ verkaufte sich immer dann recht gut, wenn bei originär linksalternativen Themen politisch die Post abging. Häuserkampf, Gorleben, Friedensbewegung, Tschernobyl: Die mit diesen Begriffen verbundenen Konflikte beflügelten die Redaktion und den Absatz der Zeitung. Deswegen waren die achtziger Jahre gute Jahre, die neunziger eher Jahre der Konso-

lidierung, wie es Ruch vorsichtig ausdrückt. Da liefen nicht nur die Berlin-Subventionen aus, es zerbröselten auch reihenweise sozialistische Gesellschaftsmodelle. Mehrmals startete der Verlag drastische Abo-Kampagnen. Die „taz“ finanzierte ihr Geschäft weitgehend aus den Vorauszahlungen der Abonnenten. Anzeigen spielten immer nur eine geringe Rolle. Im Jahr 2000 meldete Ruch in einem „taz“-Artikel zur Lage der Zeitung Bedenken an, ob das Blatt die nötigen Finanzquellen noch erschließen könne. Zwischen den Zeilen klang die Angst des Mannes durch, dass die Sache, der er sich verschrieben hatte, nach all den Anstrengungen untergehen könnte.

14 Jahre später ist alles gut wie nie. Irgendwann in dieser Zeitspanne hat Ruch aufgehört, die „taz“ vor allem als Zeitung zu begreifen, die von Zeitungskäufern leben muss. Jetzt sagt er: „Die „taz“ funktioniert als Idee.“ Sie sei wie eine Kirche. Die Leute finanzieren sie über Steuern und Spenden, auch wenn sie nicht mehr regelmäßig zur Predigt gehen.

Die „taz“ holt sich Geld von den inzwischen 13 000 Genossen, jedes Jahr kommen eine Million Euro hinzu. Diese Eigentümer verzichten auf Dividenden, bekommen dafür aber Rabatte auf Abos oder faire Produkte, mit denen die „taz“ handelt – und dazu das unbezahlbare Gefühl, Teil einer guten Sache zu sein. Die Nutzer des Online-Portals „taz.de“ werden zu freiwilligen Zahlungen aufgefordert, manchmal mit Erfolg. Es gibt geringe Anzeigenerlöse, wie immer schon. Die „taz“ verdient mit ihrem eigenen Café, mit Lesereisen, mit Fahrrädern und verschiedenen nachhaltigen Produkten („Brennesselextrakt“). Schließlich bekommt die Firma Geld von den Abonnenten. In Zukunft kommen noch Mieterträge hinzu. Wenn das 20-Millionen-Haus steht, dann werden die alten, abbezahlten Immobilien vermietet. „Konnte ja keiner ahnen, dass wir so erfolgreich werden“, sagt Kalle Ruch.

Außerdem sagt er noch: „Maschinenbauingenieur. Das hätte ich mal werden sollen. Ich wäre ein guter geworden.“ Der Mensch bleibt ein Rätsel.

## Der Mensch

Als Karl-Heinz Ruch jüngst 60 Jahre alt wurde, da haben die alten Chefredakteure der „taz“, es gibt da viele, ihm eine Überraschungsparty geschmissen. Das hat ihn sehr gefreut, weil mit manchen die Zusammenarbeit nicht konfliktfrei war. Ruch pflegt im Verlag nicht zu kumpeln. Er stammt aus einer Arbeiterfamilie im niedersächsischen Salzgitter. Der Vater arbeitete zunächst im Stahlwerk, dann bei VW. Ruch zog nach West-Berlin, um dem Wehrdienst zu entgehen. Dort wollte er eigentlich Maschinenbau studieren, doch dann verschlug es ihn in die Volkswirtschaft. Seit Beginn ist Ruch der Mann fürs Geschäft bei der „taz“. Für Bauwesen und für die Fischerei lässt er eine gewisse Leidenschaft erkennen. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder, eines studiert Architektur. Gerne ist er in Strodehne am Gölpersee westlich von Berlin.

## Das Unternehmen

Täglich seit dem 17. April 1979 erscheint die „taz“, heute mit einer verkauften Auflage von 50 000, davon 6500 E-Paper. Sie wird herausgegeben von einer Verlagsgenossenschaft, an der 13 000 Genossen beteiligt sind und in der die 250 Mitarbeiter der Firma ein gewichtiges Wort haben. Die Genossen haben 13 Millionen eingezahlt und erwarten dafür keine Dividende. Der Umsatz liegt bei 26 Millionen Euro, zuletzt wurden Verluste geschrieben wegen hoher Investitionen in die IT. Nach Jahren am Rande der Zahlungsfähigkeit stabilisiert sich der Verlag. Die Mitarbeiter verdienen immer noch wenig, aber keine Hungerlöhne mehr. Der Geschäftsführer verdient unter 50 000 Euro im Jahr, heißt es. Zurzeit sammelt der Verlag wieder Geld ein: Zum 20-Millionen-Neubau an der Friedrichstraße sollen die Genossen ein Drittel beisteuern.